

Predigt über Psalm 85,2–14

*HERR, du hast einst begnadet dein Land
und hast Jakob wiederkehren lassen
du hast die Verfehlung deines Volkes getragen
und all ihre Sünde bedeckt; – Sela –
du hast zurückgenommen all deinen Grimm
und dich abgewandt von der Glut deines Zorns.
Lass uns wiederkehren, Gott unserer Freiheit,
und lass ab von deinem Unmut über uns!
Willst du denn ewig über uns zürnen
und deinen Zorn hinziehen von Generation zu Generation?
Willst du nicht wiederkehren, uns beleben,
dass dein Volk sich über dich freut?
HERR, zeige uns deine Gnade
und gib uns deine Freiheit!
Hören will ich, was Gott redet;
der HERR sagt Frieden zu seinem Volk, seinen Begnadeten,
auf dass sie nicht in Torheit geraten.
Gewiss, sein Befreien ist nahe denen, die ihn fürchten,
dass in unserm Land Ehre wohne;
Güte und Treue einander begegnen,
Gerechtigkeit und Friede sich küssen.
Treue sprießt aus dem Erdland
und Gerechtigkeit schaut vom Himmel herab;
der HERR gibt uns das Gute
und unser Land gibt seine Frucht;
Gerechtigkeit geht vor ihm her
bestimmt den Weg seiner Schritte.*

Küssen – das ist eine enge und herzliche Berührung, eine innige Begegnung, ist Glück. Der Verzicht auf leibliche Berührungen, aufs Umarmen gehört zu den schmerzhaften Aspekten unseres seltsamen Ausnahmezustands seit nunmehr über andertahlb Jahren. Ein solch inniges Zusammensein und Zusammenkommen steht unserem Dichter vor Augen; er sieht voraus, dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen.

Friede ist ein Sehnsuchtswort in den biblischen Schriften, von denen die meisten in friedlosen Zeiten entstanden sind und in einer bis heute friedlosen Gegend. Dass die Juden in Israel einander mit Schalom grüßen und die Araber in vielen Ländern mit Salam, drückt diese Sehnsucht aus, hat aber bisher nicht zum Frieden geführt. Friede ist auch Gegenstand unserer Sehnsucht. Alte Leute in unserer Gemeinde haben den letzten Krieg erlebt, überlebt; er steckt ihnen noch in den Knochen, liegt ihnen noch auf der Seele. Seine Spuren sind in unseren Familiengeschichten noch spürbar, im Anblick unserer Städte sichtbar. Wir sind dankbar dafür, dass es in unserem Land und in den meisten Ländern Europas seit 1945 keinen Krieg mehr gegeben hat. Es mag sein, dass einige der Nachgeborenen es inzwischen für selbstverständlich halten, dass es keinen Krieg gibt; dass sie es darum auch nicht mehr für so wichtig halten, für den Frieden zu kämpfen und zu arbeiten, ihm nachzujagen; dass sie vielleicht sogar etwas leichtfertig werden. Anders als vor vierzig Jahren treibt die wachsende Zahl und ständige Modernisierung von Atomwaffen – inzwischen fast ohne Abkommen zur Rüstungsbegrenzung und Rüstungskontrolle – Menschen nicht mehr in Massen auf die Straße.

Doch wir alle sind erschüttert und verzweifelt darüber, dass anderswo Krieg ist. Seit einem Jahr ist Krieg in Äthiopien – ein Krieg, in dem beide Seiten entsetzliche Verbrechen begehen und beide keine Schwierigkeiten haben, sich Waffen zu verschaffen. Und ein Ende ist nicht in Sicht. Kurz zuvor hatte Äthiopiens Ministerpräsident den Friedensnobelpreis bekommen, weil er den langen Krieg mit dem Nachbarland Eritrea beendet hatte. Der Kriegseinsatz auch deutscher Soldaten in Aghanistan wurde zwar nach zwanzig Jahren beendet, doch mit der bitteren Einsicht, dass dieser lange Einsatz nichts bleibend Gutes bewirkt hat. Der ebenfalls langjährige Krieg im Jemen hat inzwischen zu Hungersnöten geführt und zur völlig ungehinderten Ausbreitung der Pandemie. Auch die Kriege im Irak, in Syrien, in Libyen gehen weiter. Inzwischen wohnen Menschen unter uns, die den Kriegen entflohen sind – Menschen mit vom Krieg und von der lebensgefährlichen Flucht versehrten Seelen; sie sind Boten, die uns daran erinnern, dass Krieg ist, wenn wir das vergessen oder verdrängen.

Neben Frieden ist auch Gerechtigkeit, die andere Beteiligte bei dieser Vision vom Küssen, ein biblisches Hauptwort. Die biblischen Schriften zielen auf eine neue Gesellschaft, eine andere Welt, in der Gerechtigkeit wohnt. Und die biblische Vorstellung von Gerechtigkeit ist – anders als im römischen Recht – nicht: jedem das Seine; jeder bekommt das, was er oder sie verdient hat, was ihm oder ihr zukommt und zusteht. Möglicherweise hat die zynische Verwendung dieses Mottos durch die Nazis am Tor von Buchenwald es zur Kenntlichkeit entstellt. Biblisch meint Gerechtigkeit ein Beziehungsgeflecht der Solidarität, in dem alle miteinander zurechtkommen, niemand verloren geht, unter die Räder kommt. Gerechtigkeit, Solidarität – das sind unter dem Einfluss der biblischen Botschaft auch für uns politisch und gesellschaftlich erstrebenswerte Ziele. Die Pandemie hat viele Ungerechtigkeiten deutlich gemacht: zwischen Menschen, deren Beruf es zulässt, zuhause zu arbeiten, und anderen; zwischen Schulkindern, deren Eltern ihnen helfen können, wenn der Unterricht am Bildschirm stattfindet, und denen, deren Eltern das nicht können; zwischen Familien in großzügigen und in engen Wohnungen und bei der Kinderbetreuung oft auch zwischen Männern und Frauen; zwischen den Ländern Europas, die mit der dritten Impfung beginnen – die ja auch gut und hilfreich ist – und den Ländern Afrikas, in denen weniger als zehn Prozent der Bevölkerung überhaupt schon geimpft sind. Auch bei der gegenwärtigen Klima-Konferenz in Glasgow spielt das Thema Gerechtigkeit eine große Rolle: zwischen den Generationen, weil unsere Generation darüber entscheidet, unter welchen Bedingungen künftige Generationen leben werden; zwischen Nationen, weil die Länder am stärksten unter dem Klimawandel leiden, die ihn am wenigsten verursachen.

Leider gibt es manchmal einen Zielkonflikt zwischen Frieden und Gerechtigkeit. Soll Gerechtigkeit mit allen Mitteln durchgesetzt werden, auch wenn das den Frieden gefährdet? Ein eindrücklich warnendes Beispiel ist die Erzählung Michael Kohlhas von Kleist: da zettelt ein Mann eine Art Privatkrieg an, weil er nicht ertragen und hinnehmen kann, dass ihm Unrecht geschehen ist: es geschehe Gerechtigkeit, auch wenn dafür die Welt untergeht. Schwieriger ist die Frage aber, wenn es nicht um die Durchsetzung eigenen Rechts geht oder dessen, was man dafür hält, sondern um das Recht anderer: sind andere Staaten berechtigt oder sogar verpflichtet, militärisch zu intervenieren, also Krieg zu führen, wenn in einem Staat schweres Unrecht geschieht? Wenn Völkermord verhindert werden muss? Oder muss Unrecht hingenommen werden, weil Krieg noch viel schlimmer wäre?

Der Psalmdichter aber singt nicht davon, dass Gerechtigkeit und Friede grummelnd und zähneknirschend einen Kompromiss schließen, sondern davon, dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen, innig und glücklich miteinander verbunden sind. Der Dichter traut dem befreienden Handeln des HERRN, des Gottes Israels zu, das zu bewirken. Er erinnert sich und ihn an ein solches Handeln in der Vergangenheit: du hast doch einst dein Land begnadet, hast Jakob/Israel wiederkehren lassen. Er appelliert an ihn, das erneut zu tun: O Herr von großer

Huld und Treue, o komme du auch jetzt aufs neue zu uns, die wir sind schwer verstört. Der Psalmdichter greift für seinen Appell erneut das Wort „wiederkehren“ auf. Du hast Jakob wiederkehren lassen, hatte er zunächst erinnert. Und nun: willst du nicht wiederkehren, uns beleben? Im gegenwärtigen Elend erlebt er Gottes Abwesenheit; er vergleicht Gott mit Israel im Exil. Was er den Zorn Gottes nennt, ist diese beklagenswerte Abwesenheit. Er hält diesen Zorn nicht für unbegründet, spricht von Verfehlung und Schuld seines Volkes, appelliert aber dennoch an Gott, an diesem Zorn nicht ewig, Generation für Generation festzuhalten, sondern sich von ihm abzuwenden und so wiederzukehren aus seinem Exil.

Doch der Dichter appelliert nicht nur an Gott, er will ihn auch zu Wort kommen lassen: Hören will ich, was Gott redet. Ob der Dichter daraufhin eine Stimme gehört hat oder sich an das erinnert, was er von diesem Gott schon gehört hat, er hört: der HERR sagt seinem Volk Frieden zu. Und diese Zusage ist wirksam – der Dichter hat sie vor Augen, malt sie aus: Güte und Treue begegnen einander, Gerechtigkeit und Friede küssen sich; Treue sprießt aus dem Erdreich, Gerechtigkeit schaut vom Himmel herab.

So halten wir es auch in unseren Gottesdiensten, nicht nur in der Friedensdekade. Wir erinnern uns und Gott an seine befreienden Taten in früheren Zeiten, beschönigen nicht, sondern beklagen die gegenwärtige Situation, appellieren an ihn, erneut zu handeln, versuchen aber auch zu hören, was er sagt. Und werden so aus friedlosen Menschen zu Friedensmachern. Selig die, die Frieden stiften, denn sie werden Kinder Gottes heißen, hörten wir zu Beginn. Und auch für Jesus gehören Frieden und Gerechtigkeit zusammen – eine andere seiner Seligpreisungen lautet: Selig die, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, denn sie werden satt werden. Alle diese Seligpreisungen sind erstaunlich – Menschen, die für Frieden kämpfen und arbeiten, machen meist keinen glückseligen Eindruck; Menschen, die nach Gerechtigkeit streben, erstrebt nicht. Doch wir halten uns an den, der diese Worte sagt. Jesus ist gekommen, heißt es im Epheserbrief, und hat Frieden verkündet – uns, den Fernen, den Völkern, und Friede den Nahen, Israel. Friede zwischen Gott und den Menschen, Friede zwischen Israel und den Völkern. Und er hat Gerechtigkeit bewirkt, Gottes Gerechtigkeit; er hat bewirkt, dass wir Gott recht sind – beim Reformationsgedenken vor einer Woche war davon die Rede. Es ist eine ständige, eine giftige Quelle des Unfriedens, dass wir dieses doppelte Geschenk nicht annehmen, sondern versuchen, auf eigene Faust – manchmal buchstäblich auf eigene Faust – Recht zu bekommen. Mit den Worten eines anderen Dichters, Jehuda Amichai:

An dem Ort, an dem wir recht haben,
werden niemals Blumen wachsen
im Frühjahr.
Der Ort, an dem wir recht haben,
ist zertrampelt und hart wie ein Hof.
Zweifel und Liebe aber
lockern die Welt auf
wie ein Maulwurf, wie ein Pflug.
Und ein Flüstern wird hörbar
an dem Ort, wo das Haus stand,
das zerstört wurde.

Amen.